

VON VERENA MAYER

In der Berliner Philharmonie wird ein Schiff gebaut, aus hellem Holz, mit einem Mast und einem Steuerrad darauf. Fünf junge Männer tragen Bretter herbei, hämmern sie zusammen, bauen eine Kajüte. Das Schiff ist ein Bühnenbild, für eine Aufführung der „Winterreise“, das ist als Idee nicht besonders ungewöhnlich, Schuberts Liederzyklus handelt schließlich von jemandem, der sich auf eine lange Reise macht. Ungewöhnlich sind jedoch die Bühnenbilder, die hier am Werk sind: Flüchtlinge aus Afrika.

Ali Maiga Nounou, 22, Arbeitsklammer, hält einen Akkuschrauber in der Hand. Es ist ein Wintervormittag, der kleine Konzertsaal ist erfüllt von Bohr- und Säegeräuschen. Maiga und die anderen befestigen etwas über dem Schiff. „Tack, tack, bumm“, sagt Maiga und dreht Schrauben ins Holz. Über dem Bühnenbild-Schiff befindet sich jetzt ein Hubschrauber aus Holz. So wie ihn die italienische Marine hatte, als sie über den Fluchtlingsooten kreiste, mit denen Maiga und die anderen nach Europa gekommen sind. Das Schiff hat etwas Naives, Zwingendes, wie eine Kinderzeichnung, die jungen Männer haben es selbst entworfen. Der Weg ins Ungewisse, der in der „Winterreise“ besungen wird, ist für sie seit Langem Alltag.

Die fünf dürfen eigentlich nicht in Berlin sein. Sie leben unerlaubt hier, ihnen droht die Abschiebung. Immerhin einen unterschneidet sie von anderen Flüchtlingen: Sie haben viel zu tun. Die fünf sind an einem Start-up für Möbeldesign beteiligt. Es heißt „Cucula – Refugees Company for Crafts and Design“, die jungen Männer bauen Stühle, Bänke, oder eben ein Bühnenbild. Bis Januar hat man 123 000 Euro per Crowdfunding eingesammelt, von Privatpersonen und Institutionen, von Studenten, die ihr Urlaubsgeld spendeten, oder Cafés, die neue Stühle brauchen.

Brett für die Welt

In einem Start-up bauen Flüchtlinge Möbelstücke und Bühnenbilder – aus dem Holz der Schiffe, in denen sie einst flohen

Berlin-Kreuzberg, dort, wo noch vieles möglich ist. Rundherum ein Badeschiff, viele Ateliers für Künstler, und auf dem Curry-Areal um die Ecke lebten bis vor Kurzem Aussteiger in Zelten und Baracken. In einer alten Fabriketage ist die Möbelmanufaktur untergekommen. Es riecht nach Sägemehl, an den Wänden stapeln sich Werkzeug und halb fertige Arbeiten. Eine Bank, ein Kindertisch und sehr oft der Stuhl „Sedia Uno“ für 160 Euro, das Aushängeschild der Möbelbauer. Helles Holz, etwas klotzig, vom Design her eine Mischung aus Sitzgelegenheit und Trittbrett.

Viele Designs stammen aus einem alten Buch, das längst vergessen war

An einem Tisch sitzen die jungen Designer Sebastian Däschle und Corinna Sy und gucken Entwürfe durch, im Hintergrund telefoniert eine Sozialpädagogin mit den Behörden. Die drei haben das Start-up mit der Geschäftsführerin eines Kreuzberger Kulturzentrums gegründet und arbeiten jetzt gemeinsam mit den Flüchtlingen an den Möbeln. Noch ist das Ganze ein einfacher Verein, und die fünf jungen Männer sind Hospitanten, die Essen, Fahrtscheine und Arbeitskleidung bekommen. Einer bezahlten Arbeit nachgehen dürfen sie von Gesetzes wegen nicht. Wenn alles läuft,

wie die Gründer es sich vorstellen, sollen die Fluchtlingsmitarbeiter eine Arbeiterlaubnis bekommen und hier eine Berufsvorbereitung erhalten, um dauerhaft in Berlin bleiben zu können.

Die Flucht ist überall präsent. In den Geschichten, die in der Werkstatt erzählt werden. Maiga floh vor dem Bürgerkrieg in Mali, schlug sich nach Libyen durch, kam auf einem Boot nach Italien und über Rom irgendwann nach Berlin. Dort lebte er auf dem Kreuzberger Oranienplatz, in jenem Zellager, in dem Hunderte Flüchtlinge mit Duldung des Bezirks untergekommen waren. Vor einem Jahr räumten die Flüchtlinge den Platz dann freiwillig, der Berliner Senat sicherte ihnen dafür zu, ihre Verfahren genau zu prüfen. Doch eine Aufenthaltserlaubnis bekamen gerade mal drei von 576, rund ein Dutzend erhielt eine Duldung. Alle anderen mussten die Stadt verlassen oder leben in kirchlichen Einrichtungen, manche auf der Straße.

Auch Maiga ist wieder unterwegs ins Ungewisse. Einmal wurde er verhaftet und ins Abschiebegefängnis nach Eisenhüttenstadt gebracht, kam aber frei. Ziemlich desillusioniert. In Libyen habe er immerhin arbeiten, sich frei bewegen können, sagt er. „Deutschland ist für uns wie ein Gefängnis.“ In der Werkstatt tippt er oft auf seinen Handy herum und schickt Nachrichten an seine Familie, die in alle Welt verstreut ist.

Selbst in die Möbel ist die Flucht eingeschrieben. Die Stühle in der Mitte des Raumes bestehen aus bunten, abgeschabten Brettern. Es sind Reste der Schiffe, mit denen die Flüchtlinge über das Mittelmeer kamen. Die Cucula-Leute sind dafür nach Lampedusa gefahren, wo die Boote abgewrackt werden. Mit Inselfwohnern gingen sie auf den Schiffsfriedhof, die alten Teile durften sie nach Deutschland mitnehmen. In Berlin begannen sie, gemeinsam mit den Flüchtlingen Stühle daraus zu bauen. Man kann viel in diesen Stühlen sehen, Kunst, ein Mahmal, eine Form der Provokation. Oder den Versuch, die Flüchtlinge über das, was ihr Leben ausmacht, selbst bestimmen zu lassen. Die Flucht als Stoff, der sich verarbeiten oder erzählen lässt.

Maiga stellt sich an die Werkbank. Mit Möbeln hatte er zuvor nichts zu tun, inzwischen kennt er auch den italienischen Designer, dessen Entwürfe hier umgesetzt werden. Er heißt Enzo Mari, sein Bild hängt an der Wand, ein brummeliger Alter mit Bart. Mari hat 1974 eine Anleitung zum Bau von Möbeln veröffentlicht, die von jedermann benutzt werden konnte. Das Buch heißt „Autoprogettazione“, Selbstdesign, und landete wie so viele Konzepte der Siebzigerjahre, in denen es darum geht, dass alles tun sollen, auf dem Friedhof der Designgeschichte. Dort haben es die jungen Leute von Cucula ausgebaut und es zu einem neuen Verständnis von sozialem Design recycelt. Inzwischen waren sie damit sogar auf der Mailänder Möbelmesse.

Die Anleitung enthält die schlichten, einfach zu bauenden Stühle wie „Sedia Uno“ – aber auch anspruchsvolle Stücke, zum Beispiel Betten, Schränke und formschöne Verstrübungen. Und das wäre wohl der größte Erfolg für das Start-up: Wenn sich die Möbel verkaufen, einfach deswegen, weil sie gut sind und ihr Design überzeugend. Und es egal ist, welchen Pass und welchen Status die Menschen haben, die sie fertigen.